Heinrichs Romfahrt [Fortsetzung]

Autor(en): **Heer, J.C.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 34

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-643588

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 34 - 27. Jahrgang | Verlag: Berner Woche, Bern | 21. August 1937

Sommerlied

Walter Dietiker

Vom schönen Lenze komm' ich hergeschritten,
Nun glaub' ich, daß es hoher Sommer sei.
Ich stehe sinnend in des Gartens Mitten —
Das erste junge Grün ist lang vorbei.

Das junge Grün — doch nicht das sommersatte,
Davon sind noch die Bäume übervoll.
Denkst du der Knospen noch, die mancher hatte?
Nun ist die Frucht, die in den Zweigen schwoll.

Und kommt der Herbst, wird alles herrlich reifen:
So wartet unser noch das schönste Ziel.
Laß uns denn fröhlich durch den Sommer streifen —
Dem, der zu horchen weiß, erzählt er viel.

Heinrichs Romfahrt

ROMAN von J. C. HEER 5

„Morgen sehe ich Peter Cabon in Curaglia", erwiderte der Wirt. „Der weiß schon, wer unten in den Dörfern etwa zu entbehren ist."

„Also abgemacht", rief Fenner, „und damit der Mann weiß, wo er uns zu suchen hat — wir triangulieren an den Sassi Rossi des Pizzo Pettano. Geben Sie ihm dorthin den Knecht mit. Aber her muß der Mann, das binde ich Ihnen auf die Seele!"

Während des Gesprächs der beiden bekam Heinrich einen roten Kopf. Seine Gedanken flogen: Wenn er sich bei dem Ingenieur als Gehilfe meldete! Das wäre der Weg zu einem ehrlichen Stück Brot. Er hatte Zeit, sich die Sache zu überlegen. Die Unterhaltung des Wirts und Fenners lief weiter.

„Sie waren doch vor einem Jahr mit einem jungen Mann aus Altanca hier", sagte der Wirt, „von dem Sie mir damals erzählten, daß er Ihnen nur zur Kurzweil Gehilfendienste leiste, bis er einen größeren Plan verwirklichen könne, den Bau eines Fremdenhauses am Ritomsee. Der Mann sah aus, wie wenn er etwas vorwärts brächte."

„Sie meinen Carlo Grimelli!" erwiderte Fenner. „Als ich vor ein paar Wochen die Arbeit in der Zeichenstube zu Bern wieder mit derjenigen in der Bergluft vertauschte, kam ich über Altanca und sah ihn. Um seinen Plan steht es aber nicht gut. Er lebt mit seinem künftigen Schwiegervater, dem Syndaco, wegen politischer und anderer Dinge so."

Der Ingenieur legte die Zeigefinger kreuzweise.

„Schade", warf der Wirt hin, „ich hätte auch meinen Nutzen, wenn der Uomopaß durch ein gutes Unterkunftshaus im Val Piora mehr in Aufnahme käme."

„Die Aussichten dafür sind wohl recht klein", belehrte ihn Fenner. „Dem erzürnten Alten gehört nicht nur der ausersehene Baugrund am See, sondern er sollte auch den größten Posten Geld in das Unternehmen schießen. — Die schöne Doia, seine Tochter, hat wohl für das Hotelfach zu früh Deutsch gelernt, fürchte ich."

„Die schöne Doia!" — Heinrich, der dem Gespräch der beiden Männer nur zerstreut zugehört hatte, horchte empor. Wiewohl er sich stets vorredete, daß er, der von seinem Rösle aus allen Himmeln der Liebe Gestürzte, nun der vollendete Weiberfeind sei, flammte seine Neugier doch stets wieder auf, wenn von einem hübschen Mädchen die Rede war.

„Ist die Syndacotochter wirklich so schön?" fragte statt seiner der Wirt.

„In Florenz oder Venedig würde sie vielleicht nicht auffallen", entgegnete der Ingenieur; „aber hier in den Bergen dreht man sich schon zwei- oder dreimal nach ihr um. Dabei ist sie in ihrem Wesen einfach und lieb. Meine Frau, die ja den letzten Sommer in Altanca verbracht hat, schwärmt für sie."

„Und eignet sich das Fräulein zur Hoteliersfrau?" fragte der Wirt.

Fenner zuckte die Schultern. „Ich glaube kaum. Sie ist bei aller Weibesklugheit doch nicht menschengewandt genug und für einen Wirtschaftsbetrieb fast zu vornehm."

Er zog die Uhr. „Ich muß früh aufbrechen, um wieder zu meinem Freund hinaufzukommen; bei dem Neuschnee ist es ein verfluchter Weg, besonders über die glatten Platten hinauf und mit hundertzwanzig Pfund auf dem Rücken. Ihr packt mir doch die Lebensmittel in den Rucksack und", setzte er nachdenklich hinzu, „sorgt mir also für den Mann — der ist für uns so nötig wie das tägliche Brot."

Der Wirt ging. Da wandte sich Landsiedel mit ebenso zaghaftem wie erwartungsvollem Gesicht an Fenner. „Darf ich mich als Geometergehilfe bei Ihnen melden; dann brauchten Sie keinen Mann suchen zu lassen."

Der Ingenieur gab ihm einen langen, erstaunten Blick; dann lachte er ihm ungläubig fragend ins Gesicht.

„Es ist mein Ernst", versetzte Heinrich mit fast bebender Stimme und geröteten Wangen.

„Nicht schlecht!" erwiderte der Ingenieur neugierig und nachdenklich. „Wie in aller Welt kommen Sie auf den Gedanken?"

Heinrich besann sich einen Augenblick. Nein, daß er aus Geldverlegenheit auf den seltsamen Einfall geraten sei, durfte er nicht verraten. Das würde auf den Ingenieur wohl einen gerade so üblen Eindruck machen wie auf Peter Cabon. „Nur aus Freude an Ihren Bergen", antwortete er. „Und ich denke, daß man sie am allergründlichsten kennen lernt, wenn man darin ein Stück nützlicher Arbeit verrichtet. Das gibt eine schöne Erinnerung ins spätere Leben. Auch ich bin mein eigener Herr und kann meine Zeit verwenden wie ich will!"

Nun merkte der Topograph aus der leise bittenden Stimme, daß es Heinrich mit seiner Bewerbung ernst galt. Stets noch etwas verwundert sagte er: „Ihre Hände sind mir doch zu wohlgepflegt — sehen Sie meine braunen und starken Pratzen! — Wir wollen Sie mit den weichhäutigen Fingern in den scharfkantigen Felsen herumklettern — Zeigen Sie mir Ihre Schuhe! Ja, die sind gut genagelt; aber mit den Füßen sind Sie doch ebenso bergungewohnt wie mit den Händen. — Ich fürchte, Sie werden es bei uns nicht aushalten!"

Ein Zug der Enttäuschung ging über Heinrichs Gesicht.

Da fragte Fenner: „Haben Sie in Ihrer Heimat Militärdienst getan?"

„Als Einjährig-Freiwilliger im ersten württembergischen Regiment ‚Königin Olga'."

Der Ingenieur nickte. „Nein, mehr als die Strapazen einer Manöverzeit verlangen wir von unsern Gehilfen nicht. — Eine andere Frage: Spielen Sie Schach?"

„Leider habe ich in Tübingen viele gute Stunden damit totgeschlagen!" lächelte Landsiedel.

Das Gesicht Fenners hellte sich. „Mein Freund Schwarz lachte ja mit der ganzen Breite seines Gesichtes, wenn ich ihm für die Sonntage und die Feierabende einen guten Partner brächte. Wir wollen den Versuch wagen und sehen, wie Sie sich bei uns einleben. Ich nehme Sie also als Gehilfe in Pflicht."

Die Männer reichten sich zum Zeichen ihres gegenseitigen Einverständnisses die Hände.

„Sie werden bei uns eine richtige Robinsonade kennen lernen", plauderte der Ingenieur; „wir haben den Wohnraum unter einem überhängenden Felsen nach außen mit Zelttuch abgeschlossen; er ist uns alles, Stube, Bureau, Schlafzimmer und Vorratskammer; aber bei Gott, es ist schön oben. Treten wir von unserem Wigwam einige Schritte auf eine Felsenplatte hinaus, haben wir die Welt zu Füßen, die weißen Bänder der schäumenden Flüsse, das Gewirr der Täler, die vom Getäfel der Getreidefelder umgebenen Ortschaften, allerlei Spiegelscherben von den oberitalienischen Seen und die Lombardei wie ein grünes Meer. Daraus ragt am Tag wie ein weißes Märchen Mailand mit seinem Dom und glänzt in der Nacht mit der Goldkrone seiner Lichter."

„Darauf freue ich mich", erwiderte Landsiedel herzlich und empfand über die Verabredung ein stilles Glück. Er kam doch zu Brot, eigentlich dem ersten, das er im Leben selber verdiente, und nach und nach zu Geld, ohne das der Mensch ist wie ein Fisch auf dem Trockenen. Und heimlich sprach er sich selber Mut zu der übernommenen, schweren Arbeit zu.

Da stieß Fenner mit ihm noch einmal fröhlich an, griff zum Instrument und spielte: „Muß i denn, muß i denn zum Städtel hinaus." — —

Als Heinrich in Voraussicht des hübschen Geldes, das er als Gehilfe verdienen würde, einen Teil der Zeche bezahlen wollte, wehrte der Ingenieur ab. „Nichts nehmen Sie von ihm, Fräulein! — Was wir gegessen und getrunken haben, ist alles meinem Buben zu Ehren!"

Er ließ sich vom Wirt wie ein Lasttier bepacken; außer dem mächtig geschwollenen Rucksack trug er noch Pakete auf die Brust geschnallt und glich so dem heiligen Nikolaus mit seinen Gaben.

Landsiedel bat, er möge ihm einen Teil der Last abtreten; aber Fenner lachte: „Ich bin schon zufrieden, wenn Sie sich selber und Ihren Ranzen heil in unser Felsenzelt hinauf bringen." Er nahm das Mädchen in den Arm und tanzte, allerdings schwerfällig, einen Hopser mit ihr. „Sechs Uhr", sagte er, als er sie losließ; „gegen zehn Uhr werden wir an den Sassi Rossi sein, wegen des Neuschnees müssen wir eine Stunde mehr rechnen als sonst."

Unter den Abschiedsgrüßen des Wirtes und des Mädchens traten sie hinaus in den wilden Abend, der den Nebel in Schollen zerrissen hatte und da und dort ein Stück Landschaft mit greller Sonne beleuchtete. An den Wänden der Berge aber klebten noch die Wolken, Raubtiere gleichsam, die sich halb in ihre Höhlen zurückgezogen haben, doch schon wieder zum Hervorbrechen bereit sind. Fenner schwenkte bald von der Straße des Lukmaniers zur Rechten gegen ein Hochtal ab, durch dessen Riß der sanfte Westhimmel leuchtete.

„Das ist der Uomopaß", brach er das Schweigen, „der vom Hospiz Santa Maria an die Gotthardstraße hinüberführt, ein Saumweg. Uomo heißt er, weil an einem Felsen das Bild eines fratzenhaften Mannes zu erkennen ist."

Sie stiegen durch die Steinblöcke hinan. Der Ingenieur, der vorausging, hatte seinen Marsch gemächlich begonnen, kam aber allmählich trotz der großen Gewichte, die auf ihm ruhten, in einen ausgiebigen Schritt hinein. Landsiedel hatte Mühe, ihm zu folgen; er griff die feuchtglatten Steine doch nicht so sicher wie der berggewohnte Topograph. Bald traten ihm die Schweißperlen auf die Stirne und lösten sich in kleine Bächlein, die ihm über die heißen Wangen herniederrieselten, und das Herz war ihm nicht leicht.

Alles um ihn trug zu seiner schweren Stimmung bei, der nasse Weg, die tödliche Stille, in der nur das Aufschlagen der beiden Stöcke ein Geräusch erzeugte, die verblassenden Tageslichter, die schroffen Felsen über ihnen, die sich wie Riesenorgelpfeifen reckten, der geheimnisvoll aufleuchtende Bach, der zwischen mächtigen Blöcken niederschoß — etwas Menschen- und Lebensfeindliches blickte wie eine stumme Drohung aus der ihm so fremden Natur gegen ihn.

Sie betraten den Neuschnee. Nur wie ein leichter Flaum lag er auf dem Trümmergestein; bald jedoch reichte er ihnen



Der Mauser

an die Knöchel, und die Decke ließ nicht mehr erkennen, wohin sich der Fuß setzte.

„Na, Landsiedel", wandte Fenner einmal den Kopf, „das ist anders als hinter den Bierkrügen von Tübingen sitzen. Solche Wege geht man am besten, indem man etwas Schönes denkt — ich bin in der Einbildung daheim bei Weib und Bub — und Sie wohl bei Ihrem schwäbischen Schatz. Heißt sie Minele oder Käterle, Emmele oder Päule?"

Heinrich zwang sich etwas Fröhliches zu erwidern und etwas Tröstliches zu denken; aber beim Suchen danach geriet er nur auf die Frage, ob wohl Forta, der Schelm von Chur, sein Geld schon verpraßt habe? — Wo nun Tila Scheck, die liebliche Schwarzwälderin mit ihrem Distelstock von Ehegemahl weile? —

Da glitt er mit dem rechten Fuß von einem Stein ab, der unter dem Schnee lag; der Fuß überknickte sich; aufschreien hätte er mögen vor Schmerz. Er stand still, verbiß die Pein, stieg wieder; der Fuß aber hing ihm wie Blei. „Das kann gut werden!" knirschte er grimmig in sich hinein. Stumm ging er in den Fußstapfen des voranschreitenden Ingenieurs.

„So, gottlob, da haben wir die Schafhürde; da ist die Paßhöhe", rief Fenner, und gleich darauf ertönte von seiner Mundharmonika das Lied: „Wo Berge sich erheben."

Auch Landsiedel schnaufte sich aus; rasch aber begannen ihm die schweißgebadeten Glieder zu frösteln, und er war deswegen froh, als der Topograph bald wieder zum Aufbruch mahnte.

In den Bergen war es völlig Nacht geworden. Zwischen schwarzen, ziehenden Wolken traten die Sterne hervor; über die Goldlinie eines Bergkammes schwebte die Sichel des zunehmenden Mondes in das schmale Paßtal hinein, und nun trieben die Wolken mit ihr ein Spiel von Licht und Dunkelheit. Wenn sie wieder aufleuchtete, wurden linkshin gewaltige Schneeberge sichtbar.

„Hier verlassen wir den getriebenen Weg", erklärte ihm Fenner; „wir steigen in die Felsen empor; die nächste Stunde ist das ärgste Stück. — Sie können dort eben noch die Gebirgsecke erkennen. — Dort geht die Wanderung hinüber, nachher nicht mehr schwierig stets linkshin, und in wieder dreiviertel Stunden erreichen wir das Hotel zu den Troglodyten — ich meine unsere Unterkunft."

Nun begann der Steilaufstieg durch die Felsen. Da und dort leistete der Ingenieur Heinrich mit den Händen oder mit dem Stock Hilfe. „Ueber die Planken mit dem nassen Schnee müssen wir rasch vorwärts", drängte er; „er kann ins Rutschen kommen und wir dazu — wir wollen uns lieber oben Zeit lassen. — Plötzlich aber sagte er erschreckt: „Donnerwetter, Sie wackeln ja mit den Füßen; stehen wir doch einen Augenblick still!"

„Nein, nur voran!" trotzte Heinrich.

Noch hatte er das Wort nicht fertig gesprochen, da knickte sein Fuß wieder — und stärker. Vor Schmerz mußte er sich in den Schnee gleiten lassen; der Schnee geriet aber auf der schiefen Platte ins Rutschen, erst langsam, so daß es ihm gelang, sich noch einmal halb emporzurichten, dann so schnell, daß es keinen Widerstand mehr gab. Mit Schnee und Geröll, den Kopf nach unten, rutschte und sauste er den steilen Hang abwärts, fiel mit Haupt und Rumpf auf kantige Felsen, blitzendes Feuer vor den Augen. —

Nun war aber auch schon Fenner bei der Hand. Sich mit aller Wucht auf seinen Bergstock stützend, fuhr er neben der Sturzbahn Landsiedels wie der Sturmwind talabwärts, überholte den Kollernden, pflanzte sich fest und riß den wehrlos Dahingleitenden aus dem Schnee und Schutt.

Sturz und Rettung waren so schnell gegangen, wie man eins, zwei, drei spricht. Da lag Heinrich schreckensbleich. In der Tiefe verpolterten Schnee und Schutt.

„Herrgott, ich will doch nicht Ihre Knochen zusammenlesen und nach Tübingen senden." Aus Fenners Stimme sprach aber mehr der Schrecken als der Humor.

Dann brachte er den Gestürzten auf die Beine. „Können Sie stehen?"

„Es geht — es geht! Ich habe wohl bloß den Fuß verstaucht!" stöhnte Landsiedel und verbiß den Schmerz, obgleich er das Gefühl hatte, Kopf, Rippen und Beine seien ihm zerschlagen.

„Da trinken Sie einen Kognak!"

Der Trank kam nicht zu früh; Heinrich wäre sonst ohnmächtig zusammengebrochen. Fenner legte seinen mächtigen Rucksack ab. Da ihm das schwache Mondlicht nicht genügte, schlug er in seiner Taschenlaterne Feuer und betastete Heinrich von Kopf bis zu Fuß. „Im Hinterkopf haben Sie ein Loch, überhaupt wohl da und dort Quetschungen; aber gebrochen ist nichts. Das Schlimmste ist wohl der verstauchte Fuß! Von Glück können Sie sagen, daß Sie ein so starkes Gewand tragen; das hat manchen Hieb und Stoß gemildert; es sieht aber auch danach aus! Ihren Hut und Ihren Ranzen will ich nachher suchen!"

Der Ingenieur kniete zu seinem Rucksack hin, wühlte daraus manches in ein ausgebreitetes Tuch, schob den Sack an einen Block hin und sagte mehr zu sich als zu seinem Begleiter: „Der Sack kann hier bis morgen bleiben!"

„Nun, Landsiedel, machen wir Huckepack — schlingen Sie die Arme fest um meinen Hals." Er setzte sich vor ihm in den Schnee.

„Sie können mich doch nicht über die Felsen aufwärts tragen!"

„Nein, aber abwärts — Sie eignen sich nicht zum Ingenieurgehilfen!"

Mechanisch gehorchte der Verletzte. Dabei kam ihm die Erinnerung, daß ihn der Vater auch ein paarmal, wenn sie spät von einem Ausflug in die Mühle zurückkehrten, so durch die Nacht getragen habe. Im übrigen war er des Denkens unfähig. Er merkte nicht einmal, wie steil Fenner den Weg abwärts nahm; doch hörte er, wie der Ingenieur sagte: „Da sind wir wieder am Paß. Bis ich wiederkomme, verhalten Sie sich ruhig; ich gehe jetzt Ihren Ranzen suchen; ich vermute, wo er sein mag!"

Er legte den Verletzten in den Schnee.

Die Kälte brachte Landsiedel zur Besinnung, wenigstens auf den Gedanken, daß er durch den neuen Unfall in eine furchtbare Lage geraten sei. Eine wilde Hoffnungslosigkeit bemächtigte sich seiner.

Da erschien Fenner mit den verlorenen Gegenständen und wollte ihn wieder auf den Rücken laden.

„Nein, ich kann mich nicht tragen lassen wie ein kleines Kind; ich will zu gehen versuchen!" trotzte Heinrich. Die Scham besiegte Schwäche und Schmerz; von Fenner gestützt, hinkte er unter Höllenpein etliche hundert Schritte. Er ächzte: „Bis zum Hospiz bringe ich es doch nicht. Was wollen Sie sich weiter mit mir quälen — lassen Sie mich in den Schnee sinken, darin ruhig liegen und zugrunde gehen. An mir ist nicht viel dahin!"

„Da kennen Sie uns Ingenieure schlecht", erwiderte ihm Fenner ruhig. „Ich weiß um Ihren Zustand. Sie haben vom Schrecken das Bergweh. Wir sind auch nicht auf dem Weg nach dem Hospiz, sondern in entgegengesetzter Richtung — nach dem Ritomsee! Nun wir schon so weit sind, geht sich der Paß auf dieser Seite leichter; statt Getrümmer haben wir meist weiche Matten unter den Füßen, und am See liegt eine Hürde mit gutem Heu. Dort können wir nächtigen."

Vor Schmerzen willenlos gehorchte Heinrich seinem Führer. Als sie aber auf schneefreien Boden kamen, verließ ihn wieder die Fassung; ein Weinkrampf und Schüttelfrost rüttelte ihn; er sank zusammen. Eine Weile ließ ihn Fenner liegen; dann kroch er zu ihm hin und versuchte ihn wieder auf den Rücken zu bekommen. Er trug ihn wieder ein Stück; plötzlich aber löste sich Landsiedel von ihm ab. „Ich will nicht getragen sein; lieber lasse ich mich totschlagen", schrie er eigensinnig.

„Dann müssen Sie gehen — auf keinen Fall lasse ich Sie liegen!" widersprach der Topograph.

Und wirklich ging Heinrich wieder.

Schier endlos zog sich der Weg in die Tiefe. Hie und da unterbrach der Ingenieur sein Schweigen mit einer abgerissenen Bemerkung: „Der See von Ladagno — die Sterne spiegeln sich darin!" und bei einer Kapelle: „Val Piora mit dem Ritomsee!"

Ja, Heinrich sah ein unbestimmtes glänzendes Etwas.

Sie schritten den Uferwiesen entlang; ein Viertelstündchen später versetzte Fenner: „Und hier rechts ist die Hürde." — Mit einem kleinen Kunstgriff öffnete er die Tür, die mit einem Querholz verriegelt war, machte Licht, sah sich um und rief: „Gottlob, Heu genug! Ich hatte schon Bange, es sei vielleicht fortgetragen worden!" Er nahm einen Armvoll, streute es auf den gangartigen, leeren Teil des Bodens hin, stets mehr, bis sich ein kniehohes Lager gebildet hatte. „So, mein armer Landsiedel, nun legen Sie sich! Den Halskragen will ich Ihnen abnehmen; ich ziehe Ihnen auch die Schuhe aus; Sie ruhen besser!"

Der zum Tod ermattete ließ es sich gefallen wie ein Kind, das von der Mutter besorgt wird. Er streckte sich mit dem wunden Leib auf das Heu; über ihn schüttelte Fenner noch mehr, so viel, daß der arme Mensch darunter kaum mehr zu entdecken war, stieß es von den Seiten fest und ließ dem Gebetteten nur um das Gesicht Raum und Luft. Nachdenklich betrachtete er ihn. Dann sagte er: „Wir waren beide leichtsinnig; man kommt nicht nur aus dem Kolleg und springt ins Hochgebirge hinauf! Daß ich bei dieser Torheit mitgeholfen habe, tut mir leid; aber es war in der Freude. Noch leider tut es mir, daß ich Sie früh am Morgen verlassen muß; ich bin überzeugt, Freund Schwarz schließt wegen meines Ausbleibens die ganze Nacht kein Auge. Wenn möglich rennt er beim ersten Tagschein bergab mich zu suchen, findet wohl meinen Rucksack, denkt, ich sei verunglückt — was für heillose Verwirrungen können entstehen — ich muß früh morgens zurück! — Gute Nacht, Landsiedel!"

Mit sich selber machte er weniger Umstände als mit Heinrich; er löschte das Licht und wühlte sich ins Heu.

Fortsetzung folgt.

Der Mann mit dem Privileg

Eine Kriminalgeschichte von Herrmann Otfried

Der Importeur in Le Havre hielt die Karte in der Hand. „René Masselin jr.", las er, darunter den Namen einer mittelfranzösischen Industriestadt.

„Habe ich", wandte er sich seinem Besuche zu, „etwa die Ehre, den Herrn Sohn des bekannten Woll-Industriellen . . .?" Und, als dieser bejahte, sichtlich freundlich und mit Freuden: Sehr willkommen, Herr Masselin, sehr willkommen! Ich kenne Ihren Herrn Vater persönlich. Vor Jahren, gelegentlich einer Nordlandreise, stellte mich ihm ein gemeinsamer Bekannter vor, es war in Bergen; später sahen wir uns zufällig in Genf wieder. Ja, ich entsinne mich, er sprach von seinem Sohne, der, noch jung, in guter Position im Auslande sei; er sei tüchtig und mache sich."